

DER FEUCHTE TRAUM DES KAPITALISMUS

Caitlin Rosenthal über moderne Managementmethoden in Sklavenhalterplantagen in Westindien und in den Südstaaten der USA

Die amerikanische Wirtschaftshistorikerin Caitlin Rosenthal hat sich ein Kapitel in der Entwicklung moderner Gesellschaften vorgenommen, das in den vergangenen Jahrzehnten verstärkt in den Fokus der Aufmerksamkeit geraten ist, nämlich die Begründung des Kapitalismus in der Sklaverei. Thema ihrer Studie sind Management- und Bilanzierungsmethoden in Sklavenplantagen, Gegenstand sind Sklavenplantagen auf Jamaica und der amerikanischen Südstaaten des 18. und 19. Jahrhunderts, deren Aufzeichnungen und Berichte sie ausgewertet hat. Das führt sie zu der Erkenntnis, dass Sklavenplantagen – gegen ihren Ruf – kein Hort rückständiger Managementmethoden waren, sondern sich, ganz im Gegenteil, in ihren Methoden als besonders innovativ und modern erweisen. Wobei dieses Attest den Unterwerfungs- und Gewaltaspekt der Sklaverei unter Einschluss des humanen Desasters, für das sie stehen, einschließt.

Die These, dass die Sklaverei in der Entwicklung moderner Ökonomien eine zentrale Rolle einnimmt, hat sich mittlerweile halbwegs durchgesetzt. Zwar wird in der kritischen Literatur zum Kolonialismus, etwa beim Niederländer Multatuli Ende des 19. Jahrhunderts oder beim französischen Reiseschriftsteller Albert Londres Ende der 1920er Jahren, die Misswirtschaft der Kolonialherren neben ihrer dysfunktionalen Gewaltbereitschaft besonders herausgestellt. Dem steht aber etwa entgegen, dass die französische Kolonie St.

Domingo, wohinter sich das heutige Haiti verbirgt, vor dem Aufstand der Sklaven ab 1793 zu den wichtigsten französischen Assets gehörte und sich gerade durch ihre Profitabilität auszeichnete.

Rosenthal schließt – ohne auf den haitianischen Kontext zu referieren – an diesen Blick auf die Sklavenhaltergesellschaften an und betont deren innovativen Managementansatz, der bis da-

hin entwickelte Bilanzierungs-, Analyse- und Berichtsverfahren aufnahm, sie an ihre Bedingungen anpasste und weiterentwickelte. Das ist insofern gegen den common sense gerichtet, als Sklavenhalterökonomien ansonsten im Vergleich zu industriellen Konzepten als nachrangig und anachronistisch gelten, da sie zum einen im Agrarsektor angesiedelt waren, der erst spät industriellen Charakter annahm, zum anderen auf den Einsatz von Gewalt und versklavten Menschen setzten. Mit anderen Worten, die Sklaverei war im Vergleich zur Industrie auf die Dauer weniger

funktional und wirtschaftlich, weshalb sie mit der Durchsetzung industrieller Ökonomien unterging.

Diesen Zusammenhang verweigert Rosenthal allerdings, wenn sie den auf Sklaverei beruhenden agrarischen Betrieben effiziente und im Vergleich zu den erst sich entwickelnden Industrien avancierte Management- und Bilanzierungsmethoden zuschreibt.

Im Kern dieses Ansatzes steht der Umstand, dass die Plantagen im Unterschied zu Industrie-



betrieben, die sich im wesentlichen erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelten, auf menschliche Ressourcen direkt und unvermittelt zugreifen konnten: Sklaven waren Eigentum der Betreiber und konnten sich nur bedingt der Ausnutzung ihrer Arbeitskraft entziehen, mehr noch, sie waren mit ihrem gesamten Lebenszusammenhang den Sklavenhaltern ausgeliefert: Sie lebten auf den Gütern oder in deren Umfeld, ihre ganze Familie gehörte zum Besitzstand, soweit sie nicht verkauft wurde, ihre Ernährung wurde vom Betrieb gestellt, selbst das, was wir Privat- oder Intimleben nennen, ihre Reproduktion, fand im Kontext der Plantage statt.

Sklaven, die weder über Anstellung oder Lohn verhandeln, noch sich der Verfügung anderer über sie anders als durch Flucht entziehen konnten, wurden, so Rosenthal, im Kontext der Sklavenökonomien mehr und mehr funktional integriert. Die Sklavenhalter hätten, so Rosenthal, auf dieser Basis aus ihren Betrieben unter Einschluss der Sklaven funktionierende soziale „Maschinen“ entwerfen können – was unter der Hand an das modernekritische Vokabular des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts anschließt.

Daran belastbar ist, dass Sklaven innerhalb der Betriebe anders eingesetzt werden konnten als Arbeiter oder Angestellte. Der Zugriff auf sie war derart unbeding, dass Betriebe in die Lage versetzt wurden, die Effizienz von Arbeitseinsätzen weitgehend zu perfektionieren.

Dazu nutzte das Management der Plantagen Bilanzierungs-, Berichts- und Aufzeichnungssysteme, die im Grundsatz bereits vorlagen, aber an ihre Belange angepasst wurden. Sklaven wurden inventarisiert und kapitalisiert, soll heißen, es wurden detaillierte Verzeichnisse über den Sklavenbestand geführt, die Qualität, Leistungen, Einsatzbereiche und Verfügbarkeit der versklavten Arbeitskräfte wurden festgehalten. Zudem wurden sie – nicht anders als andere Produktivmittel – als Investitionen verstanden, die einen bestimmten Wert hatten und die Wertveränderungen unterlagen, bis hin zum Marktwert, der in der Bilanz der Plantagen mitzuteilen war. Gerade für die Bestimmung des Marktwertes von Sklaven in den Südstaaten-

plantagen nutzten ihre Besitzer Verfahren, die auch für andere Waren und Güter verwendet wurden und mit denen verschiedene Qualitätsstufen bestimmbar wurden. Was nachvollziehbar ist, und tunlichst nicht moralisiert werden sollte.

Einer der zentralen Gründe dafür, dass über die Sklavenwirtschaft derart detailliert Buch geführt wurde, ist freilich der Umstand, dass gerade die Eigentümer großer Betriebe in den Kolonien sie nicht selbst führten, sondern sie einem dafür angeheuerten Management anvertrauten, das mit der Bilanzierung seinen Berichtspflichten nachkam. Zugleich wird auf diese Weise anscheinend auch eine andere Anforderung bedient, nämlich der Bedarf nach einer effizienten Steuerung der Betriebe, die so in einer Verfassung gebracht wurden, mit der sie höchst profitabel wirtschaften konnten.

Um Sklaven einem derartigen Regiment unterwerfen zu können und um ihre Steuer- und Einsetzbarkeit sicherzustellen, war allerdings nicht nur ein abstrakter Blick auf sie zu werfen, der Persönlichkeit oder individuelle Differenzen in der Regel ignorierte (wenn sie denn nicht als eigene Assets zu nutzen waren). Sklaven waren zudem einem strengen, ja gewalttätigen bis grausamen Regime zu unterwerfen. Dabei stand im Zentrum ihre Qualität als Eigentum der Betreiber, die sie beinahe unbeschränkt der Strafgewalt der Sklavenhalter unterordnete. Gesetzliche Regelungen hatten darauf kaum beschränkenden Einfluss. Unbotmäßige Sklaven wurden ebenso bestraft wie Sklaven, die den Arbeitseinsatz verweigerten, geflohen waren oder vorgegebene Zielmarken verfehlten und unterliefen. Alternativ motivierten Betreiber Sklaven mit Anreizsystemen zu Mehrleistungen. Das erhöhte zwar die Kosten. Andererseits schuf das Straf- und Gewaltssystem der Sklavenhaltergesellschaften andere Probleme wie die zeitweise Wertminderung des Humankapitals bis hin zum Wertverlust, wenn nicht die Sklaven sich dem Zugriff insgesamt entzogen. Rosenthal weist immer wieder auf die hohen Sterblichkeitsraten der Betriebe hin, die Sklaven hielten, und die nicht zuletzt auf das extreme Regime zurück ging, das auf den Plantagen herrschte, aber auch auf die geringen

Aufwendungen für Infrastruktur, Hygiene, Gesundheitsfürsorge und Ausbildung.

Wie effizient und profitabel die Plantagen waren, die Sklaven hielten, zeigte sich nicht zuletzt nach der Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten und dem daraus resultierenden strukturellen Veränderungen. Die Betriebe hatten offensichtlich allergrößte Probleme, die bisher gewohnten Profite zu erzielen, weil sie sich mit der einsetzenden hohen Fluktuation der nunmehr formal freien Arbeitskräfte nur schwer arrangieren und die betrieblichen Abläufe deshalb kaum in der gewohnten Weise aufrecht erhalten konnten. Damit war für die Betriebe erst einmal wenig gewonnen. Aber auch für die vormaligen Sklaven folgte auf die formale Befreiung kein sozialer Aufstieg, sondern sie gerieten unter massiven wirtschaftlichen Druck, der sie nicht minder willfährig zu machen drohte wie der Status als Sklave.

Die aus der Sklaverei befreiten Arbeitskräfte zahlten die gewonnenen Freiheiten mit enormen wirtschaftlichen Rückschlägen. Wie Rosenthal berichtet, blieben die Arbeitsmärkte des amerikanischen Südens von denen des Nordens und Westens abgeschottet und boten zudem ein deutlich geringeres Lohnniveau. Mit einer Gesetzgebung, die die Lohnarbeiter zudem mehr und mehr strafrechtlich disziplinierte, unterbanden die Südstaaten nach und nach zudem deren Mobilität und suspendierten damit faktisch die wirtschaftliche Selbständigkeit der vormaligen Sklaven. Den amerikanischen Bürgerkrieg hatten die Südstaaten zwar verloren, die Sklaverei war aufgehoben, die Zwangsherrschaft der weißen Oberschicht über die vorwiegend schwarzen Arbeiter blieb aber erhalten, mit anderen Mitteln und auf einem anderen Niveau, aber dennoch zum Vorteil der ehemaligen und neuen Herren. Die Sklavenbefreiung zahlten die nunmehrigen Arbeiter mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Betrieben. Belässt es man es bei dieser Skizze der Studie Rosenthals, ist ihr Erkenntniswert enorm: Effizienz und abgestimmte Arbeitsabläufe sind keine zwingende Errungenschaft des industriellen Zeitalters, sondern ließen sich bereits unter den Bedingungen des *ancient regime*, aber auch formaler Demokratien wie den USA rea-

lisieren, in denen die Sklavenhaltung immerhin noch legal war. Die Nutzung formalisierter und abstrahierter Bilanzierungs- und damit Berichtsverfahren lässt zudem Analogieschlüsse auf unsere Gegenwart zu, in der solche Verfahren weiterentwickelt und auf deutlich komplexere Bedingungen angepasst wurden. Mit anderen Worten, was Rosenthal über die Sklavenhaltergesellschaften schreibt, kommt einem irgendetwas doch bekannt genug vor.

Allerdings ist Rosenthals allgemein gehaltene Ableitung von Machtstrukturen aus Bilanzierungs- und Managementmethoden schließlich doch kurzschlüssig, was darauf zurückgeht, dass sie den analytischen Ansatz immer wieder verlässt und diese Verfahren moralisch bewertet. Mit den Versuchen, Sklaven und ihren Wert bilanziell zu erfassen, wird eben nicht das Inkommensurable vergleichbar gemacht, wie Rosenthal wiederholt, wie es scheint, mit Entrüstung bemerkt. Sie schließt damit freilich an eine lange kapitalismuskritische Denktradition an, die als Referenz stets die entwickelte, entfremdete Persönlichkeit annahm – was ein zutiefst romantisches Motiv ist, von dem sich selbst sozialistische Praxis ihrerseits wenig beeindruckt ließ. Auch Menschen sind, mit welcher Qualität auch immer, vergleichbar und statistisch oder bilanziell erfassbar. Das mag ihre Persönlichkeit missachten, aber auf die kommt es eben in gesellschaftlichen Prozessen, zu denen auch wirtschaftliche gehören, nicht immer an: Bürger- oder Wahlrechte ignorieren individuelle Differenzen ebenso wie Tarifverträge oder Forderungen nach der gleichen Bezahlung von gleicher Arbeitsleistung. Das mag man beklagen, wird das aber in gesellschaftlichen Teilbereichen hinnehmen oder sogar begrüßen. Es wäre also gerade für die Stoßrichtung von Rosenthals Studie, die nämlich auf die Abgrenzung unterschiedliche Wirtschaftsstrukturen hinausläuft, hilfreich gewesen, solche Kommentare zu streichen. Gerade auch weil eine Sklavenhaltergesellschaft ebenso wenig tolerierbar ist wie ihre Altlasten es sind.

Vergleichbares gilt für die von Rosenthal mindestens angedeutete Ableitung von Bilanzierungsmethoden aus den Strukturen von Sklaven nutzenden Betrieben. Bilanzierungs-

methoden sind in solchen Betrieben genutzt und weiterentwickelt worden, sie reproduzieren aber weder Herrschaft noch gar Sklaverei, oder anders gewendet: Das Sklavenhaltersystem scheint in ihnen nicht unter der Hand durch. Das ließe sich nur dann als These aufrecht erhalten, wenn diese Verfahren ohne weiteres zu ähnlichen Strukturen wie in Sklavenhaltergesellschaften führen würden. Das aber ist nur mit größeren Mühen zu behaupten und kaum belastbar zu belegen, es sei denn, man griffe zu einem Generalverdikt der heutigen Beschäftigungsverhältnisse. Und man wird aufpassen müssen, nicht in den Argumentationsflow der Zivilisationskritik um 1900 zu geraten.

Hinzu kommen Schwächen der Arbeit, oder wenigstens Lücken, die gelegentlich zu schließen wären: So fehlt ein Abgleich der Praktiken von Sklavenhalterplantagen des 18. und 19. Jahrhunderts mit den Praktiken in Betrieben in den Jahrhunderten zuvor, Sklaven nutzend oder nicht, in denen eben nicht die beginnende Industrialisierung die Hauptrolle bildete. Große Sklaven haltende Plantagen oder Betriebe gab es auch vor dem 18. Jahrhunderte. Erkenntnisse über Managementmethoden der Sklavenhaltergesellschaften der Antike etwa oder der großen Manufakturen der Neuzeit wären etwa zur Abgrenzung hilfreich. Auch scheint der Vergleich der Kapitalisierung von Sklavenplantagen und frühen Industriebetrieben wenig hilfreich zu sein. Dass der Schwerpunkt des betrieblichen Kapitals bei Sklaven nutzenden Betrieben im Humankapital liegt, während er in Industriebetrieben im Maschinenpark zu finden ist, kann kaum überraschen. Wobei der Hinweis darauf, dass Sklaven zum Betriebskapital zu rechnen waren, sehr erhellend und bei einem näheren Blick – den Rosenthal hier wagt – auch naheliegend ist. Allerdings wäre es sinnvoll gewesen, die betrieblichen Aufwendungen für die Unterhaltung der Sklaven näher zu betrachten, die in Industriebetrieben und den Nachfolgern der Sklavenhalterplantagen über den Lohn externalisiert werden. Sklaven mussten vom Betrieb ernährt werden, was dem Betrieb große Teile der Ländereien, der Ressourcen und der Arbeitskräfte entzog. Der Vorteil der inten-

siven Verfügbarkeit wurde eben auch mit dem Zwang erkaufte, Sklaven zu erhalten, und hier scheinen die Betriebe vor allem darauf aus gewesen zu sein, Kosten gering zu halten. Die Frage, warum Sklavenhaltergesellschaften in Westindien und in den amerikanischen Südstaaten anscheinend eher in den Ankauf von Sklaven investierten statt in ihre Reproduktion, bliebe in diesem Kontext zu diskutieren. Immerhin verweist dies darauf, dass Kosten und Risiken einer eigenen Reproduktion anscheinend als zu hoch galten.

Interessanterweise ist zudem, dass Rosenthal der Hintergrund für die Rückwanderung zahlreicher westindischer Plantagenbesitzer nach England, in deren Zuge sie die Bewirtschaftung der Plantagen Verwaltern überließen (ein sehr modernes Prinzip), nur eine Nebenbemerkung wert ist. Dies ist verwunderlich, scheint doch diese Rückwanderung essentiell damit zusammen zu hängen, dass die Infrastruktur der Kolonien und der isolierten Lage der Plantagen wenig entwickelt war (auch wenn etwa die Rohrzuckerproduktion als industrielle Fertigung anzusehen ist). In diesem Kontext lässt sich aus Rosenthal Hinweisen schließen, dass auf den Plantagen nur für die Erfüllung einfacher Aufgaben ausgebildet wurde, die Lese- und Schreibfertigkeiten der Sklaven wurden hingegen kaum oder gar nicht gefördert. Wo aber keine Bildung existiert, gibt es zugleich keine weitergehende Infrastruktur – damit waren die abgelegenen Plantagen auch für ihre Eigentümer nicht besonders attraktiv. Sie wanderten, sobald sie dazu in der Lage war, ins englische Mutterland zurück.

Zugleich konnten Sklaven für komplexe Aufgaben, die eine bessere Ausbildung voraussetzten, nicht verwendet werden – was dann auf die Marginalisierung der Plantagenwirtschaft in der Konkurrenz mit den Industriebetrieben vorweist. Plantagen kamen eben mit billigen, kaum ausgebildeten Arbeitskräften aus, während die Industrien je stärker sie sich ausdifferenzierten, desto höher qualifizierte Beschäftigte benötigten. Auf den Plantagen wurde, selbst wenn die protoindustrielle Fertigungsformen etwa in der Zuckerproduktion einsetzten, anscheinend nur handwerkliche Kompe-

tenzen entwickelt. In dieser Konkurrenz hatten selbst die modifizierten Sklavenhalterökonomien der Ära nach dem amerikanischen Bürgerkrieg keine Chance und wurden nachrangig. Im direkten Vergleich der Sklavenhalterökonomien mit denen der Zeit nach dem Bürgerkrieg kommt Rosenthal schließlich verschiedentlich auf der Problem der hohen Arbeitsmobilität zu sprechen, mit denen sich eben nicht nur die Plantagen auseinandersetzen hatten, die nunmehr mit freien, kaum nachhaltig zu verpflichtenden Arbeitern zu tun hatten, die jederzeit den Arbeitsplatz verlassen konnten. Auch neu gegründete Industrien, die oft die Nähe natürlicher Ressourcen wie Wasserkraft oder Holz suchten, hatten damit zu kämpfen, dass Arbeiter nur unter Mühen für solche abgelegenen Standorte anzuwerben und vor allem zu halten waren. Wie der Blick auf die Zeit um 1900 zeigt, lösten die industriellen Betriebe zumindest in Deutschland das Problem dadurch, dass sie verstärkt auf die Arbeiterheere setzten, die sie durchschleusten, während die vormaligen Sklavenhalterbetriebe versuchten, ihre Arbeitskräfte durch extreme rechtliche Regelungen und eine massive Verschuldung an sich zu binden, die rechtliche Unfreiheit im wesentlichen also durch eine ökonomische ersetzten.

Die relative Freiheit der Arbeiter zahlten sie mit einer wirtschaftlich prekären Existenz, worauf etwa die Nichtsesshaftenliteratur des frühen 20. Jahrhunderts verweist.

Erst spät – mit Henry Ford – begannen Industrien, statt mit durchlaufenden Arbeiterheeren mit relativ stabilen Belegschaften zu arbeiten, bei denen sich Investitionen in Ausbildung ebenso lohnten wie eine bessere Bezahlung, weil deren Effizienz deutlich höher war als bei den Industrien, die auf fluktuierende Belegschaften setzten (und sie eben nicht nur hinnahmen, wie Rosenthal meint).

Caitlin Rosenthal: Sklaverei bilanzieren. Herrschaft und Management. Aus dem Englischen von Jörg Theis. Mit einem Nachwort von Frank Fabel. Berlin: Matthes & Seitz 2023. 28,00 Euro.

Eine gekürzte Fassung des Textes ist 2023 auf literaturkritik.de erschienen.

Walter Delabar

Unredigierte Vorabpublikation aus JUNI Magazin 63/64